Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 12 (1928)
Heft: 11-12

Buchbesprechung: La suisse actuelle [L. Duret]
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

trolle über ihren Stil verloren haben, die man Sprachgefühl zu nennen pflegt. E. Bl.

Einen hübschen Beitrag zu dieser Frage bildet folgender Brief aus Lausanne:

Da ich hier ein Jahr als Bankvolontär verbringe, habe ich Gelegenheit, öfters mit Welschen zu sprechen. So unterhielt ich mich heute mit einem Juristen über die Fremdwörter in der deutschen Sprache. Da seine Meinung darüber Ihre Ansicht bestätigt, will ich sie Ihnen kurz wiedergeben:

Auf den Welschen wirkt es befremdend, eine fremde Sprache mit französischen Wörtern durchsetzt zu sehen. Gleichzeitig bereiten ihm aber die französischen Fremdwörter Schwierigkeiten für sein Verständnis der deutschen Sprache, da diese Wörter oft ihre Bedeutung gewechselt haben.

Beispiel: Auf den Bestellzetteln einer Berner Bibliothek steht das Wort Signatur; gemeint ist die Ordnungsnummer des Buches. Der Welsche denkt aber: Signatur = signature und — setzt seine Unterschrift hin.

Um diesen Schwierigkeiten zu begegnen, hat sich der betreffende Welsche ein Verzeichnis der französischen Fremdwörter in der deutschen Juristensprache angelegt und bei jedem Wort das richtige französische Wort hinzugefügt. — Er begrüßt deshalb auch Wörter wie: Bahnsteig, Fernsprecher, Straßenbahn. R. Sch.

Aus dem Idiotikon.

102.[1]) und 103. Heft. Huber & Cie., Frauenfeld.

Wir sind in den Kreis einiger miteinander verwandter, darum auch etwa miteinander verwechselter und vertauschter Verwandtschaftsnamen getreten: Schwager, Schwieger und Schwäher. Schwager hat bei uns dieselbe Bedeutung wie im Schriftdeutschen; die Verallgemeinerung im Sinne weiterer Verwandtschaft oder bloßer Bekanntschaft (z. B. in der gemütlichen Anrede für den Postillon) ist aber bei uns nicht bekannt. Nicht mehr allgemein bekannt ist wohl Schwi, Gschwi, Gschwei oder Gschweh für die Schwägerin, an einigen Orten auch für die Schwiegermutter oder die Schwiegertochter. Ein Zürcher Gesetz von 1793 schrieb vor, daß an Leichenmählern „nur die Eltern, Kinder, Geschwisterte, Schwägere und Geschweyen" bewirtet wurden (und auch nur dann, wenn sie weit her gekommen!). Die Mutter des Ehemanns oder seiner Frau hieß ursprünglich gemeindeutsch die Schwieger, der Vater der Schwäher. (Nach einer 1697 gedruckten Zürcher Predigt gilt das 5. Gebot nicht bloß für die natürlichen Eltern, sondern auch für „Stiefeltern, Schwäher und Schwieger".) Diese beiden Wörter haben sich auch in einigen unserer Mundarten erhalten, in den andern aber und in der Schriftsprache ist das weibliche (!) Wort verallgemeinert worden für das Verhältnis zu den Eltern je des andern Ehegatten überhaupt, und man nannte den weiblichen Teil Schwiegermutter, den männlichen Schwiegervater; ferner sagte man Schwiegersohn für das ursprüngliche Tochtermann und Schwiegertochter für Sohnsfrau (oder Sühniswib). Ja das Wort Schwieger selbst kann mit männlichem Geschlechtswort an einigen Orten den Schwiegervater (so bei Huggenberger) oder den Schwiegersohn (z. B. im Entlebuch) bezeichnen. Anderseits wieder hat man die Schwieger mit der weiblichen Endung -in versehen und nennt sie, besonders die Mutter der Frau, z. B. im Emmental d'Schwigeri; so auch für die Schwiegertochter. Während das Wort Schwieger sich ausgedehnt hat, ist Schwäher (auch Schwecher, Schwer) fast ausgestorben und durch Schwiegervater ersetzt worden; doch hat man z. B. im Emmental seinen Namen auch verweiblicht zu Schwäheri (für die Schwiegermutter). Gegenschwäher oder Gegenschwieger sind sich gegenseitig die beiden Schwiegerväter, z. B. Schneidermeister Hediger und Zimmermeister Frymann, oder Martin Salander und Vater Weidelich. — Es hat nun einen eigenen Reiz, durch die Belegstellen hindurch der Herzlichkeit dieser Verwandtschaften auf den Grund zu schauen; man entdeckt dabei, daß es schon in der guten alten Zeit und in ländlich sittlichen Verhältnissen manchmal nicht ganz ohne Trübung abging; besonders die Schwiegermutterwitze scheinen schon alt zu sein. In einer Reisebeschreibung von 1658 wird als altes Sprichwort erwähnt: „So viel Schwäger, so viel Spieß." Ein alter Zürcher Spruch heißt: „I wet, mi Schwiger wär en Ziger, chämid Hund und Chatze drüber, i wet nüd sage: chutz, chutz, chutz, fressed sie nu, si ist Nüd nutz." Nicht viel gemütvoller heißt ein Domleschger Spruch: „D's hübschst Wort ist: d'Schwiger selig." Eine zürcherische Sprichwörtersammlung von 1824 lehrt: „Die Schwieger vergißt, daß sie Sohnsfrau gewesen ist." Bei Gotthelf sagt ein von seinen Gläubigern Bedrängter: „Ist mir einmal der Schwäher gestorben und hat unser Hergott mir den Vater abgenommen, ... so geht's dann schon."

Gerne hört man, daß der Ausdruck Schwalch, der uns aus Schillers Glocke vertraut ist, in derselben Bedeutung noch in der bekannten Aarauer Glockengießerei gebräuchlich ist, nämlich für den Schlund im Gießofen, durch den die Flamme in den Schmelzofen getrieben wird; anderswo bedeutet es einen Schwall von Feuer oder Rauch. — Die Schwalben zwitschern im Tößtal: „D'Mueter set mer d'Hose büeze und hät ke Bletz und weiß ke Bletz — wo neh?" Wo sie nisten, herrscht Glück und Friede im Haus. Verbrannte junge Schwalben geben ein Mittel gegen Haarausfall; wenn ein unglücklich Liebender ein Andenken der Geliebten in ein Schwalbennest legt, so wird sie ihn erhören. Der Gesang der ersten Frühlingsschwalbe bedeutet (in Basel und im Elsaß) Glück für den, der Geld im Sack hat (also wie anderswo der erste Kuckucksruf); wenn man sich dabei an einer Quelle wäscht, verschwinden die Sommersprossen. — Der Schwumm ist besonders in der Nordostschweiz vom schriftdeutschen Schwamm schon stark verdrängt worden.

[1]) Das 102. Heft ist in Nr. 5/6 laufenden Jahres unter dem falsch gedruckten Titel „101. Heft" schon einmal besprochen worden.

Ein fröhliches Buch.

Das ist fürwahr La Suisse actuelle, herausgegeben von L. Duret in Genf (160 S. Großquart, geh. 6 Fr.). Es ist eine Werbeschrift, die den Fremdenverkehr in die einzelnen Landesgegenden, besonders in die Westschweiz (diese nimmt fast die Hälfte der „Suisse actuelle" ein!) und in die Gasthöfe, Erziehungsinstitute und andern Geschäfte leiten soll, die sich darin empfehlen. Der geschäftliche Teil ist aber nicht sehr aufdringlich und verdirbt einem nicht die Freude an den vielen schönen Bildern. Uns beschäftigt hier nur die Sprache. Jeder Kanton wird in seiner eigenen Sprache vorgeführt und in der Spalte daneben noch englisch. Das entspricht wohl dem Werbezweck. Stutzig aber werden wir, wenn wir lesen, Bern sei der „zahlreichste" Kanton und „der Bernerplateau gehört zu den produktivsten Gegenden der Schweiz". (Es ist nicht etwa eine „Bernerplatte" gemeint!) Vom Berner Jura heißt es: „Ein großer Anteil seiner Bewohner sind

Ackerleute". In „Porrentruy" sind die französische Kantonalschule und eine Uhrenfabrikschule. Erwähnt wird auch „Büren, die mitten in einer fruchtbaren Gegend liegt". Die Stadt St. Gallen ist der Mittelpunkt des Stickereigebietes, und diese Gegend „versteht die Kantone St. Gallen, Appenzell .... und den Vorarlberg". Die Zahl der Stickmaschinen ist „von ungefähr 20,000". St. Gallen ist auch für „ihre" Schulen bekannt, aber auch „Sporten" stehen in Ehren. Eine schöne Aussicht genießt man von den „Restaurants vom Nest, vom Scheffelstein, von der Einsamkeit ...." (Diese „Einsamkeit" kennt in St. Gallen niemand, man sagt dort „Solitüde"!). Der Kanton Glarus ist von hohen Bergen „gerändert"; die Klöntalstraße führt „durch" den Pragelpaß und zeigt „wildartige" Landschaften. Im Luzerner Casino gibt es auch „Varietäten". Stans ist die Hauptstadt „des Nidwalds"; die beiden Hauptflüsse Unterwaldens „landen" am Vierwaldstättersee. Die Landschaft Uris ist „bewältigend". Die Stadt Zug „hat ein großer Teil ihrer Festungswerke aufbewahrt" und bietet deshalb einen „historischen Anblick"; im alten Schlosse wohnten einst die österreichischen „Landrichter". Der Kanton „stößt an drei Seen: Zürich, Zug und Vierwaldstätter". Sein Hauptort besitzt berühmte „Archiven". Die Stadt Chur ist „rein", Zürich (dagegen?) besitzt „zahlreiche Zerstreuungen"; seine Rohseide und seine Baumwolle sind „weltlich berühmt", ebenso Oper, Theater, Tonhalle und Männerchor. (Auf der Seite daneben empfiehlt sich der Crédit Suisse, Zurich « pour toutes opérations de banque »!) Winterthur betreibt viele „Werkstätte" und „eine geistige Tätigkeit, die man nicht unterschätzen kann" (!). Der Kanton Zürich „ist in den nordischen Ländern der Schweiz begriffen".

Und so weiter! Fast jedem zweiten Satz merkt man es an, daß der Verfasser nicht recht deutsch kann (für einen Welschen freilich sehr gut!). Aber seine Fehler sind lehrreich für solche, die — französisch lernen wollen, denn sie sind — wenigstens die gegen die Satzlehre — meistens bezeichnend für das Französische. Wenn z. B. die Zahl der Stickmaschinen „von ungefähr 20,000" ist, so wird man daran erinnert, daß man da im Französischen ein de setzt; deutsch gedacht sind es freilich nicht „von ungefähr" so viele geworden.

Diese Belehrungen bilden aber wohl kaum den Zweck der deutschen Beschreibungen. Was muß ein deutschsprachiger Ausländer (und diese bilden die Mehrheit der Ausländer!) von diesem „Schweizer Schriftdeutsch" halten, das da in die Welt hinausgeht? Ein Kurgast am Vierwaldstättersee soll das Buch auch zur Belustigung seiner Kinder nach Deutschland mitgenommen haben.

Philipp Godet hat es einmal als présomption und als toupet erklärt, daß Deutschschweizer wagen, in Geschäftsanzeigen französisch zu schreiben — was müßten wir in seinem Stile zu diesem Buche sagen? Dem Herausgeber raten wir, eine neue Auflage zuerst einmal von einem tüchtigen deutschschweizerischen Sekundarschüler durchgehen zu lassen. Dabei wird er erst noch lernen, daß jenes solothurnische Dorf nicht Granges heißt, sondern Grenchen; ferner daß der Fluß im Kanton Zug nicht Lerge, sondern Lorze heißt und daß nicht der Kising-, sondern der Kinzigpaß ins Schächental führt. Dieser Sekundarschüler wird vielleicht auch merken, daß die Fahrt von Chur nach Arosa nicht eine Viertelstunde, sondern 6mal länger dauert. Daß Biel eine „technische Hochschule" hat, wird vor allem die Bieler überraschen, und daß Pestalozzi in Zürich „so tätig war, daß er in der ganzen Welt berühmt wurde", stimmt zur Beschämung der Zürcher auch nicht. Der Völkerbund, diese herrliche „Errichtung", die auch „humanitarisch" neue Wege gegangen ist und „von Aufgang an" schwierige politische Fragen zu behandeln hatte, soll auch dafür gesorgt haben, daß die oberschlesische Frage „ganz von der allgemeinen politischen Bildfläche verschwunden" ist! Doch wir wollten ja nicht vom Inhalt, nur von der Sprache sprechen und davor warnen, in einer fremden Sprache zu „dichten".

Briefkasten.

A. M., Z. Auf den Unfug, daß auf allen Zeitungsständen an deutschschweizerischen Bahnhöfen die Inschrift steht «S. A. Librairie-Edition Anc. F. Zahn, Berne», haben wir schon früher hingewiesen (XI, 9/10); auch die Zürichsee-Zeitung von Stäfa hat sich schon kräftig dagegen gewehrt. Daß Ihr Bekannter der Verkäuferin erklärte, er kaufe nichts mehr unter dieser Aufschrift, ist sehr erfreulich, und daß ihr das scheints auch schon von anderer Seite angedroht wurde, ebenfalls — es wird nicht viel nützen, ist aber immer etwas. Wir wollen uns nochmals überlegen, ob da nichts zu machen sei. Am besten wär's, ein deutschschweizerisches Geschäft würde etwas Aehnliches auf welschen Bahnhöfen durchführen; die Welschen würden sich das nicht gefallen lassen, und dann könnte man Gegenrecht verlangen. — Gewiß ist das th in der amtlichen Schreibung von Thalwil, Balsthal usw. ein alter Zopf; er läßt sich aber auch im Zeitalter des Bubikopfs nicht abschneiden, denn er ist amtlich. Das muß geschehen, wenn die amtliche Schreibung aller Ortsnamen wieder einmal durchgesehen wird; es wäre da noch allerlei zu sagen; wir haben auch schon andere gute Anregungen bekommen, z. B. Küsnach ohne t zu schreiben usw. Vielleicht langt's einmal zu einem größern Lupf. — Ob man nach dem Muster von Beamtin, Delegiertin nicht auch sagen könne Angestelltin? Gewiß könnte man das, wenn jenes Muster wären, d. h. nachahmenswerte Beispiele. Wustmann nennt sie entsetzlich. Sie sind eben nicht von richtigen Dingwörtern abgeleitet wie Lehrerin, Aerztin, Wirtin, sondern von Mittelwörtern, und diese haben wie die Eigenschaftswörter eine Endung, um das Geschlecht anzuzeigen: Beamter und Beamte, Angestellter und Angestellte; ein Bedürfnis nach dieser Endung in besteht also nicht, aber vielleicht „macht sie sich gut"; sie stellt die Trägerin neben die andern -innen. Ein Bedürfnis zeigt sich erst in Zusammensetzungen wie Angestelltenverband, Beamtenverein, wo in der Tat das Geschlecht (im Gegensatz zu Lehrerinnenverein) nicht mehr ausgedrückt werden kann. Aber diese Fälle sind wohl kaum so häufig und wären auf andere Weise zu regeln (Verband weiblicher Angestellter oder Beamter). Immerhin sei noch erwähnt, daß „Gesandtin" gebräuchlich ist und die Juristen die „Beklagtin" kennen; ja im 18. Jahrhundert sagte man sogar Verwandtin und Bekanntin. — Mit dem Binde-s ist es wirklich eine verwickelte Sache; die Zeitschrift „Muttersprache" nennt es das „leidige Mittel-s (1826, 7/8, S. 221); Sprachlehre und Sprachgebrauch kommen sich ständig in die Quere, und innerhalb der Sprachlehre kreuzen sich logische und lautliche Bedürfnisse. Gewiß ist das s bei weiblichen Bestimmungswörtern eigentlich nicht berechtigt, sondern nur in Anlehnung an männliche und sächliche Beispiele, bei denen ein Wesfall zugrunde liegt, angenommen worden; aber das ist nun einmal seit Jahrhunderten üblich; gerade die Wörter auf -ung haben dieses s allgemein angenommen. Auf Ihre Frage, wie man sich da verhalten solle, ob man sagen solle Erziehunganstalt oder Erziehungsanstalt, Arbeitkraft oder Arbeitskraft, sagen wir nicht gern: Halten Sie sich an das allgemein Uebliche (und setzen Sie das s!), denn das steht feige aus; überlegen Sie sich aber wohl, ob sich der Kampf gegen dieses (ursprünglich falsche) s lohne oder ob es nicht noch wichtigere Dinge zu bekämpfen gebe. Wenn das Tagblatt der Stadt Zürich das s offenbar bekämpft und Erziehunganstalt (immerhin Zwangserziehunganstalt!), Vermittlungstelle, Einwanderungmaßnahme sagt, ferner Missiontätigkeit, Meliorationarbeiten, Unterkunfträume, Arbeitkraft usw., so könnte man sich schließlich daran gewöhnen; nur sollte es nicht zwischen hinein doch wieder Erziehungsanstalt sagen, sogar in der Verbindung „Erziehung- und Zwangserziehungsanstalt", aber das sind vielleicht nur unbeabsichtigte Rückfälle in die alte Gewohnheit. Zu weit geht das Tagblatt aber in seinem Eifer, wenn es von Handelinteressen und Verbandleitung spricht; hier ist das s durch die Sprachlehre geradezu gefordert, es handelt sich um Interessen des Handels und die Leitung des Verbandes. Bei Verkaufwert und Betriebkapital liegt kein Wesfallverhältnis vor, das s darf also eher fehlen; bei Betriebzuschuß kommt noch dazu, daß das s vor z doch nicht ausgesprochen wird. Das ist auch ein Grund, weshalb in unserm neuen Befehl-Stab das s eher fehlen darf, denn bei zwanglosem Sprachen wird ein s vor st (auch in Norddeutschland!) doch nicht gesprochen (dennoch würde es nichts schaden).